

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Wie England den Krieg sieht. Von Arthur Bullard	61
Erhöhtige Tochter. Von Max Kehr.	75
Hofakademie. Von Karl Schwall	80
Deutsche Gefinnung. Von Eugen Diederichs	87
Kriegsdenkmal. Von Kadon	89

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

Alleinige Anzeigen-Annahme
der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch
Max Kirostein,
Berlin SW. 68, Marktgrafenstr. 59.
Fernsprecher Amt Zentrum 30 929 u. 30 810.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband
bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Everth & Mittelman, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,

Gegr. 1875.

an der Gertraudenstrasse.
Wir kaufen und verkaufen im freien Privatverkehr
sämtliche in- und ausländische Staatsanleihen, Pfandbriefe und Eisenbahn-Obligationen

Marcus Nelken & Sohn, Bankgeschäft.

Gegr. 1819.

BRESLAU — BERLIN.

Gegr. 1819.

An- und Verkauf von Wertpapieren im freien Privatverkehr.

Bilanz per 31. Dezember 1914.

Aktiva.		M.	pf
Grundstücke-Konto		8 949 533	80
Strassenbau-Konto		910 252	29
Hypotheken- und Bausgeld-Forderungen		869 029	—
Kassa-Konto		3 260	78
Inventar-Konto		1	—
Debitoren		24 550	94
Strassenbau- und Hypotheken-Avale		2 085 300	—
Kautionen-Konto		75	—
Gewinn- und Verlust-Konto		1 473 047	15
		14 315 049	96

Passiva.		M.	pf
Aktien-Kapital-Konto		7 000 000	—
Hypotheken-Schulden-Konto		2 000 000	—
Kreditoren einschl. Bankschulden		3 229 749	96
Avale		2 085 300	—
		14 315 049	96

Allgemeine Boden - Aktiengesellschaft.

Das Mittel gegen
Zuckerkrankheit

Diabitol
gesetzlich
geschützt

versucht, wirksam, unschädlich,
in allen Apotheken erhältlich.
Prospekte gratis. Alleiniger Fabrikant:
Chem. Fabr. Apoth. Hans Sachs & Co., Berlin W. 82.

Ich bin Käufer von deutschen Kreis- u.
Stadtanleihen

u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v.
Pfandbriefen und Obligationen deutscher
Hypothekenbanken zu kulantem Kursen.
T.-A. Zahlen- **Max Oske, Zehlendorf**
1920 u. 922. **Wannsee.**

Holzhauser, zerlegbar,
transportabel,
liefert in

H. & F. Dickmann, Berlin W. 57.
Gs. 1500 Bauten ausf. Prosp. kostenfrei.

Maurer & Bracht

Gegr. 1768 Weingroßhandlung Gegr. 1768

Hoflieferanten Se. Königl. Hoheit des
Prinzen Friedrich Leopold von Preußen

Berlin W. 66, Mauerstr. 76

Behagliche Weinstuben:

Werderscher Markt 7, Ecke Kurstraße

Spezialität: Frühstücks- und Mittagstisch

Halensee: Kurfürstendamm 130,
gegenüber dem Bahnhof
Einzelverkäufe in allen Stadtteilen



Berlin, den 17. Juli 1915.

Wie England den Krieg sieht.*)

Der große Krieg kam mir in London nicht zum Bewußtsein. Er schien mir gar nicht zu sein, bevor ich aufs Land kam. Dort aber, in den englischen Dörfern, schließt sich der Spalt zwischen dem täglichen Leben und der Zeitgeschichte.

Unsere modernen Städte sind auf die Grundlage des Friedens gebaut und London ist (einige altmodische Winkel ausgenommen, die nur von Touristen aufgesucht werden) eine moderne Stadt. Das Telephon, der Autobus, die Menschenmassen, die in jeder Tageszeit die Untergrundbahn benutzen, die lodenden Schaustellungen einer weit verzweigten Industrie in den Lädenfenstern: Alles verleugnet den Krieg, an den nur dann und wann der Schall einer Trompete erinnert. Und immer wieder bringt der Gedanke an den Krieg mir das Bild grellsten Gegenjahres vors Auge: „Der Bulle im Porzellanladen“.

*) Die Völker der Erde leben heute hinter Mauern, deren Höhe dem Nachbar den Einblick sperren soll. Ein Volk weiß kaum, was das andere will, zu welcher Leistung es rüstet, noch gar, wie nebenan die Hirnvorstellung, die Gefühlstimmung der Menschen und Gruppen ist. Der Erkenntnisquell, der aus vertraulichen Gesprächen und Briefen rann, ist seit einem Jahr eingetrodnet. Doppelt willkommen ist in solcher Zeit das Zeugniß Ernster, Unbesangener, die aussprechen, was sie gesehen, gehört und hinter dem Bild und dem Wort gahnt haben. Das hat Herr Bullard, ein Amerikaner, in diesem Aufsatz versucht, der für den newyorker „Outlook“ geschrieben wurde, aber, in seinem bedächtigen, von männlich anmuthigem Humor durchwärmten Ton, über Empfindung und Wollen dreier in Englands Gesellschaftleben wichtigen Typen auch Deutschen Beträchtliches sagen kann.

In London gelten die Begriffe „Krieg“ und „Civilisation“ als einander ausschließend, als vom Geist nicht zugleich festhaltbar; man muß entweder den Krieg oder die Civilisation beim Denken ausschalten.

Wer nur die Oberfläche sieht, findet das Leben der Stadt unverändert. Die Leute kaufen und verkaufen, trinken Thee, verheirathen sich und leben, ganz wie sonst, nach ihrer Gewohnheit. Aber auf tausenderlei Art, manchmal leise, manchmal schroff, erzwingt der Krieg sich Beachtung. Die Bedienung im Hotel ist erbärmlich, weil, wie ein großes Plakat im Korridor verkündet, keine „alien enemies“ in diesem Haus angestellt werden. Auf eine Kabeldepeſche kommt aus der Heimath keine Antwort: und erst nach Tagen erfährt man, daß der Censor sie aufgehalten hat.

Fast alle meine londoner Bekannten sind mit ihren Gedanken auf dem Meer. Die Dinge, die sie während des letzten Sommers in Anspruch nahmen, die Bücher, die sie schrieben, die Laboratoriumsarbeit, die sie beschäftigte, die „gerechte Sache“, die Einer verfolgt: nichts davon scheint ihnen noch der Mühe werth.

Und in ihrer „Arbeitslosigkeit“ haben diese geistigen Arbeiter den früheren Reiz ihrer Umgangart eingebüßt. Sie verstellen sich, mehr oder weniger, tragen eine gekünstelte Lebhaftigkeit oder Düsterei zur Schau oder streben nach der „heroischen Pose“, nach einer Haltung, die einem in Krieg gerathenen Volk wohl ansteht, die sie aber in den langen Friedensjahren verlernt haben.

Der Krieg hat allen Sinn für das Wesentliche aus ihren Köpfen verschweicht. Einer, zum Beispiel, regt sich fürchterlich auf, weil nach seiner Meinung die Nahrung der britischen Armee einen viel zu hohen Prozentsatz an Kohlehydraten enthält. Spricht man ihm von den Operationen vor Warschau, so antwortet er mit Kohlehydraten. Welches Thema man anspricht: er kommt immer wieder auf seine fixe Idee zurück. Seine Ueberzeugung mag ja richtig sein; aber er ist unfähig, einzusehen, daß er an Unbeträchtlichem haftet. Er war tief gekränkt und verdächtigte mich der Sympathie mit Deutschland, als ich sagte, daß Caesar Siege ersochten habe, ohne zu wissen, was ein Kohlehydrat sei.

Oft, wenn ich, entmuthigt von so unfruchtbarem Gespräch, fortgegangen war, kam ich am Kriegsministerium vorüber und sagte mir: In diesem mürrisch dreinblickenden Gebäude arbeiten Männer mit kühlen Köpfen, die gelernt haben, die große Wirklichkeit des Krieges zu begreifen. Aber ich traf selten Leute dieser Art. Die Berufs- und Geschäftsmenschen, mit denen ich sprach, die Zeitungsleute, Ladenbesitzer, sogar die Reinmachefrauen: Alle gaben

sich Mühe, den Krieg zu ignoriren, oder schienen durch ihn aus aller Fassung gebracht worden zu sein. Aber der Krieg ist eine aufdringliche und unausweichliche Thatsache. Man kann ihn nicht lange ver-
 gessen. Truppen ziehen vorbei. Das Auge fällt auf einen derben Rekrutenwerberruf. Oder auf eine frisch in Trauer gekleidete Frau. Und da steht er wieder vor Augen, der Krieg. Stadt, Menschheit, Civilisation schrumpfen in Bedeutungslosigkeit zusammen. Der Vernunftgedanke entflieht und der Glaube an kynische Unvernunft, höhnischen Zufall setzt sich fest. Aber auf dieser Grundlage kann der Verstand nicht arbeiten, kann sich kein Ziel setzen. Man muß sich mit Willenskraft vortäuschen, daß der Krieg nicht sei. Man muß sich belügen oder man muß entsagen.

Dieser unlösbare Widerspruch schien mir der Grundton alles Treibens in London zu sein. Es war unmöglich, in dieser Stadt richtig zu denken. Ich verließ die Stadt: und auf irgendeine my-
 stische Weise brachte der Anblick des freien Feldes, der sich bot, nachdem der dahineilende Zug die Vorstädte hinter sich gelassen hatte, das Gemüth wieder in Ruhe.

Mein Freund Merrit ist zwar nicht der typische Engländer, doch von einer Art, die man nirgends als in England findet. Er hat ein leidliches Einkommen, gerade so viel, daß er seinen Lieb-
 habereien nachgehen kann. Er hat etliche dickleibige und gelehrte Bücher über die Troubadours und Balladendichter des Mittelalters geschrieben. Ich kam zum ersten Mal mit ihm in Rußland zusammen, wo er auf diesem Gebiet, wie in fast allen Ländern Europas, als Forscher arbeitete. Er ist von zarter Gesundheit und ließ sich von irgendeinem verschrobenen Arzt überreden, daß für seine Lungen das Klima von Oxfordshire das beste sei. Deshalb ließ er sich mit seiner reizenden Frau in dem kleinen Dorf West-
 ton Moore nieder, in einem uralten Haus, das einst das Wirth-
 schaftshaus der Pfarre gewesen war.

Er holte mich am Bahnhof ab. Während wir nach seinem zwei Meilen entfernten Haus fuhren, fragte ich ihn, ob in dieser Gegend viel gekämpft worden sei.

„Nicht seit den Bürgerkriegen. Diese Gegend war damals dem König treu. Das königliche Hauptquartier war in Oxford.“

„Und in den Kriegen der Weißen und der Rothen Rose?“

„Da waren die Kämpfe weiter westlich. Der Krieg hat also auch von Ihnen Besitz ergriffen,“ fügte er hinzu, „wie von Allen, die aus der Stadt kommen.“

„Ja. Wie kann man jetzt überhaupt an Anderes denken?“

„Ich kanns.“

„Sie können ruhig weiterarbeiten?“

„Ja. Warum auch nicht? Ich glaubte, als Dolmetsch einige Dienste leisten zu können, und meldete mich, aber der Arzt war nach einem Blick auf mich fertig. Und warum soll ich nicht in gewohnter Weise fortarbeiten?“

Er sah mich herausfordernd an. Ich konnte keine höflich klingende Antwort finden. Seine Liebhaberei war mir immer sehr kleinlich vorgekommen; jetzt, im Angesicht der Tragödie Europas, schien sie mir erst recht nichtig.

„Sehen Sie,“ sagte er, auf einen Bauerweisend, der sein Feld bestellte, „der Mann bleibt auch bei seiner Arbeit. Wünschen Sie, daß er sich hinsetze und die Hände ringe? Er hatte auch einen Sohn dabei. Der liegt jetzt im Lazareth in Aldershot; das halbe Gesicht ist ihm bei Ypern weggerissen worden.“

Der Bauer, der sich mit seiner Arbeit plagte, seiner so nothwendigen Arbeit, bot meinem Freunde den Text für eine kleine Predigt. Während wir durch die schöne Landschaft fuhren, entwiderte er mir in seiner ruhigen Sprechweise, die nichts von der Nervosität der Stadtmenschen an sich hatte, seine Meinung.

„Jeden Tag, wenn ich mein Pensum abgearbeitet habe, gehe ich über die Felder und unterhalte mich mit den Leuten; und jedesmal bringe ich den selben Eindruck heim: unsere Bauern erregt noch der Ueberfall auf Scarborough. Ihre Väter und Großväter hatten niemals über Aehnliches zu sprechen. Selbst Napoleon war nicht im Stande, unseren Leuten den Krieg so zum Bewußtsein zu bringen, wie dieser Angriff auf die Ostküste that. Viele Geschlechter hindurch sind unsere Bauern hier in Orfordshire ihrer jährlichen Säe- und Erntearbeit in Frieden nachgegangen; seit den Tagen des Bürgerkrieges. Und vor diesem Krieg war lange (aber nicht eben so lange) Friede bis zurück in die Zeit der Kriege der beiden Rosen. Je weiter rückwärts man geht, desto kürzer und unsicherer werden die Perioden des Friedens.“

Einige meiner Freunde schreiben mir aus London im Ton tiefsten Bedauerns darüber, daß dieser Krieg all unsere Hoffnung auf Fortschritt begrabe. Sie verstehen nicht, im Buch der Geschichte zu lesen. In London wird man in den Sturmwirbel der Gegenwart hineingerissen; hier, im Freien, gewinne ich (vielleicht, weil ich das Mittelalter ein Wenig studirt habe) den nöthigen perspektivischen Abstand. Ich denke an die langen Jahrhunderte der vorgehichtlichen Zeit, als die Menschen mit den

mächtigen Schädeln, die noch manchmal in den Flußbetten gefunden werden, keine Ahnung von Dem hatten, was wir Frieden nennen. Ich denke an die unzähligen Kriege in den alten Zeiten; wie schließlich Alfred der Große die Dänen vertrieb, einen Gesamtstaat errichtete und, zum ersten Mal in der Geschichte, England den Frieden brachte. Ein kurzlebiger Friede scheint er uns; und doch: wie froh mögen die Landbewohner gewesen sein, da sie fünf Ernten hinter einander einheimen konnten, ohne daß ein Heer raubend und plündernd durchmarschirte!

Der Bauer, den wir vorhin sahen, wundert sich über den Krieg. Ist Das nicht der beste Beweis für den Fortschritt des Friedens? Ist nicht auch die Thatsache, daß Ihr Menschenfreunde, alle, von dem Krieg überrascht, verblüfft worden und aufgebracht seid, ein Beweis dafür? In alter Zeit war Jedermann Soldat. Betrachten Sie, zum Beispiel, die Literatur, und gehen Sie zwei Jahrhunderte zurück: Jeder, dessen Name uns überliefert ist, nahm irgendwid Theil am Krieg. Selbst Goethe war, erst vor einem Jahrhundert, mit bei Valmy. Und dann blicken Sie auf unsere englischen Literaten von heute. Ich weiß nicht, ob Kipling jemals im Feuer gewesen ist; sicher ist er der Einzige von unseren Schriftstellern, der behauptet, den Krieg aus eigener Erfahrung zu kennen. England war, als Insel, in einer besseren Lage als das Festland. Aber seit 1870 hat ja keins der westlichen Reiche einen Krieg gehabt. Der letzte langwierige Krieg, der gegen Napoleon, war vor einem Jahrhundert. So weit geschichtliche Aufzeichnungen reichen, gab es vorher keinen hundertjährigen Frieden. Krieg ist ein sengender, verwüstender Komet. Aber seine Bahn ist offenbar eine Spirale und er entfernt sich weiter und weiter. Er scheint schrecklicher zu werden; scheint aber nur: weil er seltener wird.“

Als wir durch das vom Alter benagte Thor des Pfarrgutes schritten, sagte er: „Dieses Gut stammt aus der Zeit des Bürgerkrieges. Der Bau, der vorher hier stand, war mehr eine Festung als ein Wohnhaus. Dreimal ist er von Cromwells Leuten geplündert und dann dem Erdboden gleich gemacht worden. Sehen Sie die dicken Mauern, die engen Fenster! Der Mann, der dieses Haus erbaute, rechnete damit, es vertheidigen zu müssen. Ich zweifle nicht, daß Viele, die es bauen sahen, die Köpfe schüttelten, weil sie meinten, es sei nicht stark genug. Aber es ist niemals angegriffen worden. Dies ist ein weiterer Beweis für den Friedensfortschritt: das Zeugniß der Architektur. Jahrtausende lang lebten die Menschen in Höhlen, ihrer Sicherheit wegen. Dann kam die Zeit, da sie sich in Häusern mit sechsFuß starken Wänden sicher

genug fühlten. Als die Kultur erstarkte, wurden die Mauern immer dünner, die Fenster immer größer. Die Stufe der Glashäuser haben wir noch nicht erreicht, werden sie aber erreichen.“

In dem Wohnzimmer des Hauses (mein Freund hatte es in ein Bücherzimmer verwandelt) trafen wir seine Frau mit dem Theegeräth. Es war anheimelnd friedlich und wir sprachen nicht mehr vom Krieg, bis nach der Hauptmahlzeit die Zeitung kam.

„Hören Sie zu, lieber Freund,“ sagte der hinter der Saint-James-Gazette verborgene Merrit, „hier ist wieder ein Brief vom Oberst Batesby:

Geehrte Redaktion! Ich protestire gegen den erschrecklichen Kommerzialisismus des Schlagwortes: ‚Business as usual‘ und den breiten Raum, den die Tagespresse dem ‚Wirtschaftskrieg‘ widmet. Die Feinde des britischen Reiches werfen uns vor, wir seien ein Volk von Krämern. Was kann diesen Vorwurf besser begründen als der Beschluß des Handelsamtes, eine Sonderkommission, eine Art kaufmännischen Generallstabes, zu schaffen, um einen Feldzug gegen die deutsche Industrie zu beginnen? Daß unseren Kaufleuten der Krieg nützen wird, wenn wir gewinnen, ist ziemlich sicher. Das in den Vordergrund zu stellen, ist aber unter der Würde eines großen Reiches, das um sein Leben kämpft. Ich empfehle Ihnen, die neusten Verlustlisten anzusehen. Wie viele dieser Helben, Offiziere und Soldaten, gaben ihr Leben hin, um den deutschen Handel zu erraffen? Das annehmen, heißt: unsere Toten beleidigen. Hören wir auf mit dem widerlichen Streben, Geld aus diesem Krieg herauszuschlagen! Wir haben nicht die Kaufleute Deutschlands, sondern dessen Heer zu bekämpfen, das beste, das die Welt je gesehen hat. Nichts ist gefährlicher als die Unterschätzung unseres Segners. Daß wir die deutsche Handelsflotte von den Meeren verjagen, wird unseren Händlern wenig nützen, wenn wir nicht zugleich das Heer und die Kriegesflotte besiegen. Das ist die Aufgabe des Reiches. Alles handelswirthschaftliche Geschwätz ist nicht nur verächtlich, sondern geradezu gefährlich. In einem großen Kriege müssen große Triebkräfte thätig sein. ‚Business as usual‘ gehört nicht dazu. Es giebt noch andere Elemente in unserem Volk als Ladenbesitzer; um alle zu einen, müssen wir einen mächtigeren Sammelruf haben. Mein Vorschlag ist: Das Reich, seine Erhaltung, sein Ruhm!“

„Ist der Brief nicht der Mann?“ fragte Frau Merrit.

„Wer ist denn Oberst Batesby?“ fragte ich.

„Eine unserer lokalen Berühmtheiten. Ich werde Sie morgen früh zu ihm zu führen,“ sagte Merrit. „Er wird Sie interessieren. Es ist wieder einer der Vortheile des Landlebens, daß man die Typen reiner ausgeprägt findet als in der Stadt. Männer wie Batesby mag es auch in London geben; aber in der

großen Masse verschwinden sie. Er ist ein pensionirter Offizier der indischen Armee und erwarb sein Viktoria-Kreuz im selben Feldzuge wie Lord Roberts, der, nebenbei gesagt, sein Abgott ist. Ihm fehlt nur Verstand. Mit Verstand wäre er weit gekommen; so aber ist er nur ein guter Soldat, ein Oberst a. D. Wie Sie aus seinem Brief ersehen, ist er Imperialist und Aristokrat. Er stammt vom alten Oxfordshire-Landadel. Seine beiden Söhne brachten glücklich all sein Geld durch, bevor sie in Afrika fielen; er selbst lebt hier sehr beschelden auf seinem Herrensitze. Vor dem Krieg schrieb er Briefe an die Zeitungen, um für den Wunsch des Lords Roberts nach allgemeiner Wehrpflicht Stimmung zu machen. Ein beschränkter Fanatiker; aber das Material, aus dem Weltreiche gezimmert werden. Ein englischer Bernhardi.“

„Wie kannst Du ihn mit Bernhardi vergleichen?“ rief Frau Merrit. „Er ist die Güte selbst!“

„Ich zweifle gar nicht,“ sagte der Mann lachend, „daß auch Herr Bernhardi zärtlich zu den Kindern ist, bei sich daheim nämlich. Und es ist nicht verbrieft, daß die Afghanen, gegen die Batesby seine Auszeichnung verdiente, besonders zart behandelt wurden. Für die Ehre des Königreichs würde er eben so grausam verfahren wie ein Preuße; nur würde er nicht darüber sprechen.“

Ich fand Batesby mindestens so interessant, wie ihn mein Freund geschildert hatte. Das Alter schien Alles an ihm unangreifbar gefunden zu haben, außer dem Haar. Das war vollkommen weiß; aber die Schultern waren nicht eingesunken und die Augen noch hell. Er empfing uns in einem Raum, den er sein Studirzimmer nennt. Es war klein und die Wände waren mit Kriegskarten bedeckt. In den Regalen standen kriegsgeschichtliche Werke und solche über Taktik und Strategie. Wir trafen ihn, wie er sagte, am Balkankrieg „arbeitend“. Eine Karte der Balkanhalbinsel lag auf dem Tisch ausgebreitet. Als ich ihm sagte, daß ich den letzten Balkankrieg als Berichterstatter mitgemacht habe, wurde er mittheilsam. Er wußte noch nicht genau, was mit der Kavallerie Radkos Dimitrijew zwischen den Schlachten von Kirkitisse und Lülle-Burgas geschehen sei.

Ich würde nicht behauptet haben, daß es ihm an Verstand fehle; nur, daß sein Verstand ungemein „spezialisirt“ sei. Sein Gehirn war vollgestopft mit militärischer Wissenschaft. Ich merkte, als er gesprächiger wurde, daß er den Feldzug eines britischen Corps zur Eroberung der Balkanländer ausarbeite.

„Wenige Menschen begreifen,“ sagte er, „was der Krieg von heute bedeutet. Wenn er vorbei sein wird, werden wir, zum ersten Mal in der Geschichte, ein starkes Heer haben. Weitblickende Männer wie Roberts haben längst eingesehen, wie sehr es uns nöthig ist. Ein Reich, das sich nicht mehr ausdehnt, ist schon im Niedergang. Beinahe waren wir an diesem Punkt. Gott sei Dank: Deutschland griff uns zu rechter Zeit an! Daß wir unvorbereitet waren, kostet uns bereits ein Jahr. Sechs Monate lang saßen wir hier zitternd, weil nur unsere Flotte und die Heere unserer Verbündeten uns schützten. Noch sechs Monate wird es dauern, bis wir vor uns selbst Achtung haben können. Es ist eine Schande: Großbritanniens Sicherheit abhängig von Frankreich! Aber Ritchener ist ein Mann von Energie. Er wird den Fehler wieder gutmachen. Und wenn Alles erschöpft sein wird, wird unsere Musik anfangen, zu spielen. Haben wir erst zwei Millionen Mann auf dem Festland, dann wird Deutschland nicht mehr lange dauern. Dort wird es für unsere neue Armee sehr wenig zu kämpfen geben. Und liegt Deutschland unten, dann wollen wir nicht den Fehler Wellingtons wiederholen, die Armee zu entlassen. Hätten wir 1815 ein Bißchen Energie gehabt, dann wäre das Reich auf eine feste Grundlage gestellt worden. Diesmal wollen wir's thun. Wir wollen den Fehler nicht wiederholen. Ende 1915 wird ganz Europa erschöpft sein und wir werden fast zwei Millionen Mann frischer Truppen im Feld haben. Eine Viertelmillion wird genügen, unsere Stellung auf dem Kontinent zu sichern. Dieser Krieg hat uns gelehrt, wie gefährlich es war, nur die eine Seite unseres Festungsgrabens zu besitzen. Wir müssen, um ihn zu sichern, Außenwerke vorschleichen.“

„Aber hören Sie doch auf, Oberst,“ warf Merrit ein; „wir zogen in diesen Krieg, um die Unabhängigkeit der kleinen Staaten zu schützen; wir können doch Belgien nicht annectiren!“

„Gewiß hätten wir ein so kleines Land in Friedenszeit nicht angegriffen. Aber Belgien lebt nicht mehr. Wir werden dieses Land nicht von den Belgiern, sondern von den Deutschen erobern. Die Belgier werden überfroß sein, in unser Reich einzutreten; es ist ihre einzige Hoffnung auf Sicherheit. Vielleicht wird es keine eigentliche Annexion sein. Das Wort bedeutet ja nichts. Wahrscheinlich werden wir den Belgiern eine gewisse Unabhängigkeit lassen, wie Ihr Land“ (Das galt mir) „der Republik Panama Unabhängigkeit gewährt hat. Aber es wäre äußerste Narrheit, den Stützpunkt ganz aufzugeben, den wir auf

dem Festland gewonnen haben. Dazu also brauchen wir höchstens eine Viertelmillion Mann. Was sollen wir mit den übrigen anfangen? Die Balkanvölker sehnen sich nach einer geregelten, gerechten Verwaltung. Und wer über diese Halbinsel herrscht, gebietet nicht nur über das Mittelmeer, sondern auch über das Adriatische und das Schwarze Meer. Egypten und der Weg nach Indien werden gesichert sein . . .“

Der uralte Traum von der Weltherrschaft.

„Siebt es viele Leute dieses Schlages in England?“ fragte ich Merrit, als wir weggingen.

„Got: sei Dank: Nein!“ meinte er lachend. „Es ist ein Typus, der ausstirbt. Vielleicht haben wir eben so viele Imperialisten wie je; aber andere Typen überwuchern die alten. Nachmittags führe ich Sie zu unserem liberalen Bannerträger Sir George Plant. Seine Art ist heutzutage vorherrschend.“

„Sir George,“ sagte Merrit, als wir am Nachmittag aufbrachen, diesen Herrn zu besuchen, „ist durch Dockbauten reich geworden. Es ist der Sohn eines nonkonformistischen Geistlichen; der achte Sohn, wenn ich nicht irre. Er wuchs in Bristol auf, wo er sah, wie die neuen Dampfschiffe in den altmodischen Docks festmachten. Das brachte ihn auf den Gedanken, daß alle unsere Häfen, die sich in der Zeit der Segelschiffahrt entwickelt hatten, umgebaut werden müssen, um den Anforderungen des Dampferdienstes zu entsprechen. Die Durchführung dieses Planes gewann ihm Vermögen und Adel. Seit fünfzehn Jahren ist er Mitglied des Unterhauses; und hat noch nie eine Rede gehalten.“

Er und Oberst Batesby verkörpern die wahren politischen Gegensätze in England. Trotz allen Redefluthen über den Gegenstand haben wir noch keine Spur von Demokratie; ich meine: das niedere Volk hat keine Stimme in der Regierung. Bei den Wahlen stimmen wir über die Frage ab, wer uns regiren solle, Oberst Batesby oder Sir George. Sie bewerben sich gegen einander um unsere Stimmen. Die Tories gaben uns die Wahlreform, die Möglichkeit, die Whigs unterzufriedigen; und jetzt gebrauchen die Liberalen die Arbeiterpartei gegen die Konservativen. Der Wahlkampf ist hier interessant. Wenn unser Dorf einen Abgeordneten für sich allein zu wählen hätte, wäre es unbedingt Oberst Batesby. Die Adorbürger mögen Sir George nicht; er ist ihnen der Emporkömmling. Dagegen haben die Batesby seit undenklichen Zeiten auf ihrer Scholle geessen; und die Landbevölkerung verehrt ihre alten Familien.“

Auf unserem Weg hatten wir eine beträchtliche Höhe erklimmen. Merrit hielt an und wies auf die Aussicht hinter uns. Am Fuß des Hügels lag das Dorf mit seinen hier und da aus den Bäumen herauslugenden braunen Strohdächern. Ueber sie erhob sich nur der Thurm der alten Kirche. Zwei Meilen weiter jenseits lag der Bahnhof mit einem Klumpen von Fabriken. Ueberall entlang der Eisenbahn waren Schornsteine zerstreut, bald einzeln, bald in Gruppen. Es war ein übler Anblick.

„Beachtenswerth ist,“ sagte Merrit, „daß man von dem Herrnsitz da unter im Dorf diese Schornsteine nicht sehen kann. Sir George hat sein Haus hier oben gebaut, mit weiter Aussicht. Alles, was wir von hier aus sehen können, ist sein Wahlkreis. Oberst Batesby hätte keine Aussicht, gewählt zu werden.“

„Lieben denn die Fabrikarbeiter Sir George?“ fragte ich.

„Ich wüßte nicht, warum sieß sollten; aber sie stimmen für ihn. Vielleicht treibt sie gerade ihre Feindseligkeit gegen das Dorf. Es ist spaßhaft,“ fuhr er fort, als wir von der Straße durch ein prächtiges Thor in den Park des „Great House“ einbogen, „ich liebe das Dorf und verabscheue die Häßlichkeit der Fabrikstädte. Ich liebe ein Segelschiff und hasse die brutale Ueberlegenheit der Dampfboote. Ich liebe die Ritterlichkeit und Romantik der alten Zeiten und hasse die berechnende Härte des modernen Handels. Und doch gebe ich Sir George meine Stimme. Das Zwei-Parteien-System in der Politik läßt ja nur die Wahl zwischen zwei Uebeln. Aber so lange es keine Partei giebt, die ich rückhaltlos unterstützen könnte, ziehe ich vor, mich von Leuten regiren zu lassen, die wissen, daß die Gesetze der Elektrizität entdeckt worden sind.“

Das „Great House“ Sir George Platts könnte in der Nähe jeder modernen Großstadt, Paris, Berlin, Chicago, stehen. Es giebt eine Bauweise, die ganz international ist. Das Rauchzimmer, in dem wir Sir George trafen, zeigte den Komfort eines beliebigen Klubs: mächtige Ledersessel. Und bis er sprach, war er so nichts sagend wie seine Umgebung. Seine Kleidung, sein Haarschnitt waren ganz kosmopolitisch.

Merrit stellte mich als amerikanischen Journalisten vor, der herübergekommen sei, um den Krieg zu sehen.

„Wir werden siegen,“ sagte Sir George freundlich, ohne besondere Betonung. „Es ist eine einfache Geschäftssache. Die Deutschen sind von dem Gedanken des Militarismus befallen, der ganz mittelalterlich und unzeitgemäß ist. Ich habe mich über diesen Krieg niemals aufgeregt, denn ich wußte, daß wir, wenn er kommt,

fiegen werden. Er ist entsetzlich; vom Standpunkt der Wirthschaft und der Menschlichkeit aus gesehen, ist er eine unentschuld- bare Vergeudung. Die aber können wir besser aushalten als die Deutschen. Wenn sie von dieser Verrücktheit genug haben, werden sie vollständig ruiniert sein, wir nur zur Hälfte.

Die meisten Menschen hängen noch an der veralteten Vorstellung, daß im Kriege das Blut gewinnt. Darauf kommts aber nicht an. Aus Petrograd schrieb man mir, daß dort das Witzwort umgehe, England sei entschlossen, Deutschland zu vernichten, und wenns den letzten Tropfen russischen Blutes koste. Um zu siegen, wird allerdings Rußland viel Blut lassen müssen, mehr als wir: weil es eben ökonomisch nicht stark genug ist, der einzig wirksamen Wirthschaftskrieg zu führen. Die Deutschen hassen uns ingrimmig. Sie fürchten weder Frankreich noch Rußland. Wenn es nur ein Kampf der Heere wäre, würden die Deutschen nicht böse sein. Das wäre die Art, wie sie zu kämpfen gewünscht haben. Aber der Wirthschaftskrieg überrascht sie. Sie sind in ein Netz gegangen, das sie nicht zu zerreißen vermögen, und können an Den nicht herankommen, der das Netz hält. Siege in Polen werden ihnen nicht nützen. Was die Deutschen nicht erwarteten und was, wie sie selbst wissen, sie niederzwingen wird, ist, daß wir, das 'Krämervolk', im Stande waren, Holland, Skandinavien und Italien zu zwingen, den Handel mit Deutschland einzustellen. Das verdanken wir weder dem Heer noch der Flotte, sondern unseren Handelskammern und Bankiers. Ein schwedischer Kaufmann will einen Wechsel bei uns diskontiren. Unser Bankier sagt: 'Ich mache keine Geschäfte mit Ihnen, so lange Sie mit Deutschland Geschäfte machen.' Ein holländischer Landwirth will uns Käse verkaufen. Unsere Kaufleute sagen: 'Sie können nicht mit den Deutschen und zugleich mit uns Geschäfte machen.' Beide protestiren; sie seien Neutrale und berechtigt, mit Jedermann Geschäfte zu machen. Aber wir haben das selbe Recht und brauchen nicht mit ihnen zu arbeiten, wenn wir nicht wollen. Sie schäumen und pfauchen; schließlich überlegen sie sich die Sache. Der Schwede findet, daß er unser Geld nicht entbehren könne. Der Holländer verkauft uns fünf Käse auf je zwei nach Deutschland. Er würde gern fortfahren, alle sieben zu verkaufen; aber wenn er sieht, daß es nicht geht, entschließt er sich, die zwei für Deutschland fahren zu lassen. Und so geht es überall und bei jeder Art von Handelsbeziehung. Wir verlieren nicht so viel Blut wie unsere Verbündeten, aber wir schädigen Deutschland mehr.

Man sagt, dieser Krieg sei einer der Maschinen. Das ist

wahr; nur sind es nicht die Maschinen an der Front, die sechszehnzölligen Haubitzen und die Maschinengewehre, die den Ausschlag geben. Der Krieg wird von der Partei gewonnen werden, in deren Land die meisten Maschinen arbeiten. Den Deutschen war bekannt, daß die Franzosen nicht genug Munition für ihre Feldartillerie hatten. Jetzt: sehen Sie die Fabrikschornsteine da unten rechts? Vor dem Krieg machten wir dort Pflugschare, jetzt, Tag und Nacht, dreizöllige Granaten. Den Franzosen wird die Munition nicht ausgehen. Alle unsere Maschinen für Hecken scheeren machen jetzt Bayonnettes; in drei Schichten täglich. Man gewinnt damit zwar keinen Kriegsrühm, aber den Krieg.“

„Und was soll aus dem Krieg herauskommen?“ fragte ich.

„Für uns? Na, wir werden viel ärmer sein als 1914, aber die stärkste Macht in Europa. Stärker als je im Verhältnis zu den anderen Ländern. Es wird viel Zeit und Mühe kosten, unsere Maschinen wieder für Pflugschare und Hecken scheeren einzurichten; aber ein paar Jahre nach dem Krieg erwarte ich einen großen Aufschwung. All die Pumperlei wird den Zinsfuß hinauf treiben und Jeder, der flüssiges Kapital hat, wird viel Geld verdienen. In Deutschland?“ Er lächelte spöttisch. „Ich kenne eine Industrie, die nach dem Krieg floriren wird: Kupfer. Die haben alle möglichen Metallbestandtheile aus ihren Maschinen und Fabriken gerissen. Die werden furchtbar verschuldet sein. Selbst wenn sie keine Entschädigungssumme zahlen müssen, wird es ihnen schwer fallen, Geld aufzutreiben, um ihre Industrie wieder einzurichten und ihre Schuldzinsen zu bezahlen. Die haben wenigstens zwanzig Jahre verloren.“

„Wie wäre es mit Abrüstung?“

„O ... Ich denke, unsere Regierung wird fordern, daß sie den Bau von Unterseebooten einstellen. Aber je mehr Geld sie in Schlachtschiffe und Soldaten stecken, desto besser für uns, ihre Industriekonkurrenten. Das ist ja eine unfruchtbare Kapitalanlage. Ich hoffe, daß sie wenigstens an der allgemeinen Wehrpflicht festhalten. Die wird zu einer furchtbaren Steuer, nicht nur in Geld, sondern, weil so viele Kräfte der Werthe schaffenden Industrie entzogen werden. Man denkt viel zu selten daran, welchen ungeheuren Vortheil wir dadurch haben, daß wir in Europa das einzige Land ohne Militärzwang sind.“

„Und was soll mit Kitcheners Armee geschehen?“

„Sechs Monate nach Friedensschluß werden wir alle Männer wieder bei der Arbeit haben.“

„Oberst Batesby“, sagte ich, „meint, daß diese Armee eine ständige Einrichtung bleiben müsse.“

„Ja,“ fügte Merrit hinzu, „und um sie zu beschäftigen, will er den Balkan erobern.“

„Ach, der alte Feuerfresser,“ sagte Sir George verächtlich; „Niemand nimmt ihn ernst. Er ist einer von der Sorte, die sich einbildet, der richtige Weg, dem Vaterland zu dienen, sei, dafür zu sterben; er brüstet sich, weil seine zwei Söhne sich in Südafrika totschießen ließen. Nun, ich denke, mein Sohn hat mehr Werth fürs Vaterland, wenn er lebendig, als wenn er tot ist. Er ist drüben in Southampton und leitet den gesammten Transportdienst der Armee. Er wird kein Victoriakreuz bekommen, aber unsere Soldaten werden nicht ohne Proviant sein, wie damals in Südafrika. Den Balkan erobern! Verrücktheit! Alles, was wir aus diesem Kriege herausholen wollen, ist der Sieg, der uns vor Deutschland sichert, und die Oeffnung der Dardanellen: freier Handel. Das und die Bagdadbahn; eine Dampfverbindung vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf. Wenn wir Das erreichen, brauchen wir keine Entschädigung und keine neuen Gebiete.“

„Sie sehen,“ sagte Merrit draußen: „Sir George und Oberst Batesby sind nicht gut auf einander zu sprechen. Das war übrigens klug gesagt: zu glauben, daß die einzige Art, dem Vaterland zu dienen, sei, dafür zu sterben. Das ist nämlich das Credo unserer Adelligen; die einzige Pflicht des Staatsbürgers scheint ihnen: zum Sterben bereit sein. Die Konservativen führten den Burenkrieg, verpöbelten ihn gründlich und erwiesen sich als unfähig; aber sie verstanden, tapfer zu sterben. Auch in diesem Krieg bewähren sie ihren Ruf der Tapferkeit. Unsere alten Adelsfamilien sind schwer betroffen worden. Auf der ganzen Welt ist kein Stand so rücksichtslos tapfer im Krieg wie unser Adel; aber auch keiner so unfähig. Ich danke Gott, daß diesmal die Liberalen, Geschäftsmänner wie Sir George, an der Spitze sind; so haben wir Aussicht, zu gewinnen.“

„In diesem Krieg ist noch Etwas,“ sagte Merrit abends, „das Euch Schwachherzigen Muth einflößen sollte. Die letzte große Koalition, die Heilige Alliance Metternichs, hatte sich, nach eigenem Geständniß, das Ziel gesetzt, die Revolution zu unterdrücken, Demokratie und Konstitutionalismus zu ersticken. Reaction war das Schlagwort Englands und seiner Freunde vor hundert Jahren. Heute dagegen ist das Losungswort unseres Bündnisses: Menschen- und Völkerrecht!“

„Und Rußland?“

„Gerade die Thatsache, daß Rußland auf unsere Seite ist, berechtigt zu den größten Hoffnungen. Rußland ist das rückständigste, unthätigste, schwächste Land Europas. Rußland ist potentielle Zukunft. Es gleicht den Vereinigten Staaten vor einem Jahrhundert. Unbegrenzte, unerschlossene Quellen. Gott oder Zufall, wie Sie's nennen wollen, haben diesen Krieg kommen lassen, um Rußland unter der Führung der liberalen Völker zu entwickeln. Deutschland wollte Rußland entwickeln. Während ich dort war, war Das meine einzige Besorgniß. Deutsche (richtiger: preußische) militärische Tüchtigkeit hätte Rußland friedlich durchdrungen und erobert. Schließlich hätte das liberale Europa einen neuen Dreikaiserbund, Deutschland-Oesterreich-Rußland, zu bekämpfen gehabt. Das wäre eine Aufgabe gewesen, gegen welche dieser Krieg ein Kinderspiel ist. Einige unserer Liberalen bedauern, daß unser konstitutioneller König neben dem Zaren kämpft. Aber wer immer von unseren Diplomaten erreicht hat, daß nicht der Zar und der Kaiser auf einer Seite sind: er hat sich das Recht auf die unbegrenzte Dankbarkeit aller Liberalen erworben. Krieg und Politik machen seltsame Bundesgenossen. Aber die nackte Thatsache, daß der Zar nicht für die Reaktion kämpft, die jetzt in der preußischen Auffassung von Thatkraft und Gewalt verkörpert ist, macht ihn zu einem Soldaten des Fortschrittes. Natürlich können wir nicht behaupten, den reinsten Auszug des Liberalismus auf unserer Seite zu haben. Die Motive sind etwas gemischt. Das ist sicher. Es ist ein Zug von Schönheit in dem irrköpfigen Idealismus mancher Deutschen und ein Zug der Häßlichkeit, Ländererwerb, Raubsucht, Habgier, in manchem Briten. Und doch: wenn ich all die gemischten Triebkräfte gegen einander abgewogen habe, bin ich stolz, ein Engländer zu sein.

Hier draußen, auf dem Land, bemühe ich mich, durch die Einzelerfahrungen in das Wesentliche vorzudringen; und ich finde einen neuen Meilenstein des Fortschrittes in der Thatsache, daß vor einem Jahrhundert die große europäische Koalition ein Kreuzzug gegen Volksrechte war und daß heute der große Bund gegen die Reaktion kämpft. Niemand haßt den Krieg mehr als ich; aber ich hasse ihn etwas weniger als die Erdbeben. Die sind ganz und gar sinnlos und für unsere Zwecke unfassbar. Ich bin nicht entnuthigt. Wir hatten einen Frieden von ungewöhnlich großer Länge und haben jetzt einen Krieg für ungewöhnlich hohe Ideale.“

Arthur Bullard.

Erlkönigs Tochter.

In regnerischer, kühler Aprilabend. Die vorzeitig angezündeten Glühbirnen der Schaufenster spiegeln sich bei Einbruch der Dämmerung mit gelben und weißen Reflexen auf dem nassen Asphalt der belebten Geschäftsstraße. Ich schiebe mich, in Erledigung meines täglichen Bewegungpensums und den aufgespannten Regenschirm durch die vielsöpfige Menge balancierend, an den Häusern hin. Da fällt mein Blick auf den hellerleuchteten palastartigen Eingang eines beliebten Lichtspieltheaters; und aus dem Tagesprogramm leuchtet mir der Name „Grete Wiesenthal“ lodend entgegen. Mein Gott: schließlich ist man ja auch nur ein schwacher Mensch! Ich lasse mich also verführen, zahle meine fünf- und vierzig Pfennige und trete, noch halb mit anderen Gedanken beschäftigt, ein. Der kleine dienstfertige „Beu“ (ich erlaube mir diese Eigenbildung nach Analogie der modernen Kriegsverdeutschungen: „Schöfför“, „Büro“, „Keks“ oder „Kuhjine“) weist mir mit seiner niedlichen Blendlaterne den Weg durch das dunkle Labyrinth der Schaulustigen.

Es blieben mir einige Minuten Zeit, mich zu sammeln, da mehrere „aktuelle“ Programmnummern noch der Erledigung harreten. So sah ich denn in aller Geschwindigkeit die Bergung Verwundeter durch Schneeschuhtruppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz, die Besetzung einer französischen Stadt, Kapitän Webdigens letzte Ausfahrt aus dem heimatlichen Hafen, eine Straßendemonstration in Athen und die Bismarckfeier in Berlin. Dann erschien das Personenverzeichnis zu „Erlkönigs Tochter“, phantastischem Schauspiel in drei Aufzügen, verfaßt und inszenirt von Stellan Rye mit Grete Wiesenthal in der Titelrolle.

Eine weiche, süß-schmelzende Musik setzt ein, leise zitternd wie das Grillengezirpe in Reinhardts Sommernachtstraum, und staunend sehe ich vor mir auf einer weiten Waldwiese in schemenhaften Umrissen, die sich bald auflösen, bald verdichten, den Geist Grete Wiesenthals, umwallt von nebelartigen, im Abendwind flatternden Schleiern. Sie tanzt in seliger Weltvergeffenheit wie ein elbisches Wesen, körperlos und ohne Erdschwere. Aber schon ist der Zauber zu Ende und der Zuschauer sieht sich unfaßt in die rauhe Wirklichkeit einer braven Familie aus besseren Kreisen versetzt. Dort lauscht in Gegenwart der hochgräflichen Eltern ein ele-

ganter junger Mann dem Klabierspiel seiner Braut. Dann verläßt er den Gartensaal, sie folgt ihm; und in zärtlichem Geflüster verlieren sich beide in den Laubgängen des herrschaftlichen Parkes. Aber der junge Graf scheint mit seinen Gedanken durchaus nicht bei der Sache zu sein. Er entwindet sich der Umarmung seiner Braut und verschwindet durch die Allee des Parkes, um sich auf einer entlegenen Waldlichtung am Fuß einer mächtigen Erle zu lagern. Traumverloren sitzt er dort und sieht plötzlich, wie sich aus dem nahen Schilf Erbkönigs Tochter in lichten Umrissen löst und immer körperlicher, von durchsichtigen Schleiern umwallt, auf ihn zutanzt. Mit schmeichelnden Bewegungen und mit jenem seligen Ausdruck, der nur den Zügen Grete Wiesenthals eignet und der ein merkwürdiges Gemisch von Tod und Verklärung zeigt, nähert sie sich dem einsamen Jüngling, zieht ihre Kreise enger und enger und spinnt, verheißend und gewährend, unlöslichen Zauber um ihn.

Die erläuternden Zwischenworte lassen erkennen, daß man ein Wiedersehen verabredet; und deshalb benimmt sich der junge Graf, als er ins Schloß seiner Väter zurückgekehrt ist, noch nervöser und verfürter gegen Komtesse Ebba als vordem. Die Braut erschrickt, die Eltern ahnen nichts Gutes. Richtig: der offenbar hochgradig neurasthenisch veranlagte Jüngling giebt keine Ruhe, bis er wieder unter der Erle auf der Waldlichtung sitzt und dort sehnsuchtsvoll der Tochter des Erbkönigs harret. Wieder tönt die süße Musik und wieder nähert sich das Elfenmädchen vom Schilf des Sees her. Stürmischer wird ihr Liebeswerben, enger ihre Umschlingung; und beim Abschied (hier unterbricht das Makat: „Schwöre mir, nie zu heirathen“ unsanft die Stimmung) beißt sie den Geliebten, damit er seines Schwures gedente, ins Handgelenk.

Von diesem unseligen Augenblick an ist er ihr mit Leib und Seele verfallen. Entsetzt betrachtet er die brennende Wunde, läuft athemlos durch die langen Alleen des Parkes heim und findet keine Ruhe mehr, weder bei seiner Braut noch bei den hochgräflichen Eltern. Er will sich erschießen, läßt aber willenlos den Revolver fallen, als er durchs Fenster die Gestalt seiner holden Verfolgerin sieht. Beim Kartenspiel im Familienkreis, am Schachbrett mit Komtesse Ebba, immer erscheint ihm lochend und winkend die Erkenprinzeßin. Er sucht sie stets von Neuem im sonnendurchflutheten Birkenwald, wo sie ihn von Baum zu Baum lockt, um ihm immer wieder zu entfliehen oder in Nebel zu zerfließen, ein Märchenpuf, wie er entzündender und greifbarer von keiner Kunst dargestellt werden kann. Sie schwingt sich, an dem weitausgreifenden Ast eines Baumes hängend, von silbernen Schleieren im

Winde umflattert, nekend auf und ab, mit einer Anmuth und Zartheit der Linien, wie sie nur im Feenland und nur bei Grete Wiesenthal möglich sind.

Der Hochzeitmorgen bricht an. Am Parkthor sammeln sich die Lieferanten, denen galonirte Diener und Mädchen Waaren und Geschenke aller Art abnehmen. Auch der junge Graf erscheint, in kleidsamem Sportanzug mit Schillertragen, und schlendert ein Stückchen die Straße hinauf. „Und wo er ging und wo er stand“: belehrt uns das Zwischenplakat. Er begegnet einer Bauersfrau mit ihrem Hundefarren, will ihr Etwas abkaufen, aber sie schiebt ihr Kopftuch zur Seite: und entsetzt erkennt er sein Esfenliebchen. Verstört rennt er ins Schloß zurück, läßt sich von Komtesse Ebba zu einem Spaziergang an den See überreden; aber eben da die Beiden einen Kahn vom Ufer lösen, um hinauszurudern, steigt das Trugbild der lachenden Schönen geisterhaft aus der flimmernden Wasserfläche empor. Wieder stürzt er fort und kommt athemlos in ein abgelegenes Wirthshaus gelaufen, in dem allerlei verdächtige Gestalten beim Wein sitzen. Die Wirthin bringt ihm zu trinken und ein Zigeunermädchen tanzt vor ihm in wildem Wirbel, bis er auch in ihr seine Verfolgerin erkennt. Auf der Flucht fragt er einen Jungen, der auf dem Rücken seines Pferdes am Busch hält, nach dem Wege. Der zieht grüßend zum Abschied den Hut und die langen Haare Grete Wiesenthals flattern aufgelöst um das wohlbekannte Gesicht. Am Flußufer holt er den Fährmann aus seiner Hütte, damit er ihn hinübrudere. Aber auch der gebückte Alte wirft, als sie im Kahn sitzen, seine Rutte ab und giebt sich als Erlkönigs Tochter zu erkennen. In namenloser Angst springt er ins Wasser, erreicht das Ufer, schwingt sich unterwegs auf ein bereitgehaltenes Pferd und jagt nach dem Schloß.

Kurz vor dem Hochzeitmahl, dessen Tafel zahllose Diener und Mädchen decken, erwacht er auf seinem Bett, wo er offenbar Stunden lang tief erschöpft geschlummert. Der Diener, der ihm beim Ankleiden behilflich ist, bemerkt dabei das Wundmal am Handgelenk seines Herrn. Der würgt ihn, von neuen Gewissensbissen gepeinigt, und jagt ihn davon. Inzwischen ziehen die Hochzeitsgäste, deren etwas fragwürdige Eleganz durch ein wohlwogenes Dämmerlicht dem Zuschauer gnädig verborgen bleibt, unter den Klängen des Tannhäusermarsches ein.

Vor dem Schloß (Das ist wohl das reizvollste Intermezzo) tanzt auf blumiger Wiese Erlkönigs Tochter. Sie richtet sich in ihren weißen Schleiern geisterhaft an der hohen Balustrade der Terrasse empor und schwört dem Ungetreuen, wie mittenhinein in

Riesenschrift zu lesen, „Rache“. Noch einmal verläßt der junge Graf, wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, den Hochzeitssaal. Der besorgte Vater folgt ihm auf die ahnungvolle Terrasse. „Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht?“ Damit unterbricht das Plakat die Filmhandlung; und eine offenbar den gebildeten Kreisen angehörige Dame in meiner Nähe, die ihr Lichtlein auch im Dunkeln leuchten lassen muß, flüstert der Nachbarin zu: „Von Goethe!“

Inzwischen ist die Hochzeit in ein vorgeschrittenes Stadium getreten, der Brautkranz wird ausgetanzt und die heirathsfähigen jungen Mädchen umringen das Paar. Der Graf wiegt sich mit seiner legitimen Braut auf weichen Walzerklängen. Da schiebt sich plötzlich, den erschrockenen Gästen unsichtbar, Erbkönigs Tochter an die Stelle der Braut: und er tanzt mit ihr zum Entsetzen der Hochzeitgesellschaft weiter, hinaus durch die Thür, die zur Terrasse führt. Draußen stürzt er über die Balustrade hinunter; und an deren Fuß finden ihn die aus dem Tanzsaal nachgeeilten Gäste. Die unglückliche Braut und ihre hochgräflichen Schwiegereltern beugen sich in stummem Schmerz über den (selbstverständlich) Toten.

Das Spiel ist aus. Wieder setzt das Gezirp der Heimchen und Grillen mit seiner süß-schmelzenden Musik ein; und auf der grünen Waldwiese tanzt in verschwimmenden Nebelschleiern der Geist Grete Wiesenthals.

Wie aus einem Traum erwacht, verlasse ich das Lichtspieltheater und trete, den Schirm aufspannend, hinaus in den plätschernden Regen der abendlich erleuchteten Straße. Der Kopf ist mir wirr und betäubt von dem kinematographischen Durcheinander seltsamer Eindrücke. Mehr- oder minderwerthige Schauspielerei, aufdringliche Theatereffekte, Erklärungen in Plakatform, wie sie als Kapitelüberschriften eines Hintertreppenromans vielleicht am Platz wären, entzückende Landschaftsbilder, Abendstimmungen von größtem Reiz und das Alles durchseht von dem unsagbaren Zauber der sieghaften Anmuth Grete Wiesenthals, deren Kunst auch das schlechthin Banale und Kitschige adelt. Nicht nur, wo sie sich selbst im Tanze zeigt, sondern auch sonst erkennt man in der Inszenirung des Dramas überall ihre ordnende Hand, ihren unfehlbaren Geschmack und jenen künstlerischen Takt, mit dem sie selbst da die Situation beherrscht, wo die ihr zur Verfügung stehenden Kräfte der Mitspieler und des Kinos überhaupt verjagen. Ich hatte Das schon einmal vor Jahren als stiller Gast einer von der leidhaftigen Grete Wiesenthal geleiteten Probe zu bewundern Gelegenheit gehabt, wo sie, von einem Winkel der

Bühne in den anderen hüpfend, den widerstrebenden und ganz unzulänglichen Schauspielern eine Stellung, eine Bewegung vor machte, so ausdrucksvoll und überzeugend, daß Keiner ihr nachzuthun wußte. So mochte es auch bei diesem Film zugegangen sein.

Aber hier lagen unleugbar künstlerische Möglichkeiten für das bisher von mir immer nur sehr skeptisch betrachtete Kino verborgen. Wer würde je die Tänze der lebendigen Grete Wiefenthal auf einer Wiesenfläche im Winde, zwischen den weißen Stämmen eines Birkenwaldes, auf dem flimmernden Wasserspiegel zu sehen Gelegenheit gefunden haben, ohne die Vermittelung des Kinos? Einmal war mir ein ähnlich starker Eindruck geworden, als Clotilde von Dery vor geladenem Publikum auf einer Rasenfläche mit dunklem Tannenhintergrund tanzte und nach den Nachschmetterlingen haschte, die sie, vom Licht der Scheinwerfer angeleuchtet, umflatterten. Hier jedoch war die Wirkung noch größer, phantastischer. Nur schade, daß ein so tiefer künstlerischer Eindruck durch so viel unkünstlerische Zuthaten zerhackt und gestört werden mußte, daß man keines dieser unbergelichen Bilder ungestraft auskosten, keines ganz genießen durfte, mit einem Wort, daß immer und immer wieder das Unzulängliche Ereigniß wurde!

Widerstrebend ward man stets daran erinnert, wie dieser Film entstanden sein mußte, und je mehr ich darüber nachdachte, desto deutlicher ward mir, daß schließlich die ganze Kinodramatik nach einem Rezept zusammengebraut sei, an dem auch der persönliche Geschmack und die Phantasie einer Künstlerin vom Range Grete Wiefenthal's nichts zu ändern vermögen. Ich möchte es etwa so formuliren: Man nehme eine alltägliche Geschichte, womöglich in höheren Kreisen spielend, löse vorsichtig die Charaktere aus den handelnden Personen, thue einige Diener in reicher Livree, einige sauber gekleidete Dienstmädchen mit koketten Schürzen dazu und menge Alles gut durcheinander. Dann gießt man eine oder zwei Tassen kräftiger Aktualitätbouillon darüber, thut einige Löffel vornehmer Gesten hinzu, mehrere gutstehende Frad's und einen geladenen Revolver, das Gelbe einer Wagner-Oper (etwa den Brautchor aus Lohengrin) und das Weiße mehrerer bekannter Gedichte von Goethe, Heine oder Eichendorff für die erläuternden Zwischenworte. Nachdem man das Ganze dann einige Zeit auf dem Feuer der Spannung hat dünsten lassen, giebt man eine Sauce von Sentimentalität dazu, garnirt es mit mehreren berühmten Künstlernamen, erotischen Scherzen, verklebten Küßen und einem Rand von Rührung und Ewig-Weiblichem, um es so noch warm dem p. t. Publikum zu serviren.

Aber je älter der Mensch wird, um so mehr ist er geneigt, dankbar das Böse positiv Schöne entgegenzunehmen, das ihm ein neidisches Schicksal vergönnt. So auch ich. Im Grunde meines Herzens dankbar, hatte ich die sonst von allen Musen und Grazien gemiedene Stätte des Eigenusses verlassen und immer sah ich im Geiste noch die Waldwiese vor mir, über die mit leichtbeschwingten Füßen Grete Wiesenthal in wehenden Schleiern dahintanzte. Es ist wahr: ich hatte mich an diesem Abend über Vieles geärgert; aber nach vierundzwanzig Stunden sah ich doch wieder andächtig zu den Füßen von Erfkönigs Tochter.

Dresden.

Mag Lehrs.



Hotelakademie.

In Düsseldorf sollen nach dem Krieg junge Leute für die wesentlich gesteigerten Anforderungen des Gastwirthberufes vorbereitet werden. Die „Hotelakademie“ erscheint durchaus zeitgemäß, wenn man bedenkt, daß der Fremde im Hotel den ersten Eindruck eines Landes gewinnt. Das Hotel ist gewissermaßen der erste Kulturbarometer. Deutschland ist durchaus berechtigt, mit der Einrichtung der Hotelakademie den Anfang zu machen, denn die deutschen Hotels gehören zu den besten der Welt. Nur einige Eigenthümlichkeiten bleiben noch abzulegen, die das internationale Publikum sonderbar anmuthen: der Weinzwang, die Vertheuerung der Bäder, Frühstückszwang und Aehnliches.

Jedenfalls muß es für die zu gründende Hotelakademie von Interesse sein, auch die Ansicht der Gäste über die Merkmale eines gut geleiteten Hauses zu erfahren. Ich habe in den letzten zehn Jahren in allen Theilen der Erde in Hotels gewohnt und möchte meine Erfahrungen gern für die deutschen Hotels nutzbar machen.



Ich kenne den fensterlosen Bretterrancho im Innern Paraguays, der den stolzen Namen „Gran Hotel del Universo“ trägt, und den zweiunddreißigstöckigen Wolkenkratzer in New York. Ich habe in sonnigen Moskitolöchern Afrika, wo das Eintreffen von konservirter Butter und Bier im Ort ausgefesselt wird, und in den vom Straßenlärm zurückgebauten Lujushotels von London

gewohnt, wo man statt der Pflastersteine Gummiplatten hat, die das Geräusch der vorkahrenden Wagen unhörbar machen.

Die Bewerthung eines Hotels möchte ich auf den Satz stützen: „Ein Hotel ist um so besser, je reiblicher es mir den Gegenwerth meiner Zahlung durch behagliche oder luxuriöse Unterbringung und gute Verpflegung erstattet.“ Der beste Weg, um in einem Hotel, das man nicht kennt, wunschgemäß unterzukommen, ist die schriftliche und bestätigte Abmachung. Dabei hüte man sich, einen Zeitpunkt zu bestimmen, den man nicht einhält. Der Wirth ist berechtigt, von da ab den Zimmerpreis zu berechnen. Wer ohne Anmeldung im Hotel absteigt, trifft die Abmachung mit dem chef de réception. Gewöhnlich ein übereleganter Herr mit Ordensrosette, der ein hoheitvolles Gesicht macht, wenn man sofort den Zimmerpreis feststellt. Oft antwortet er Etwas von Hochsaison, Vorbestellungen, Ueberfülle und wirft einen abschätzenden Blick auf Gast und Gepäck, ehe er den Preis nennt. Nur selten ist in ausländischen Hotels der Preis im Zimmer angeschlagen. Im Vertrauen darauf, daß der Gast die Unbequemlichkeit und das Aussehen scheut, sein Gepäck wieder wegtragen zu lassen, wird nun ein Preis genannt. Man braucht ihn, besonders bei längerem Verbleib, nicht stets als unabänderlich zu betrachten. Während man ein Zimmer auswählt, läßt sich noch immer eine Herabminderung für die Woche (oder durch Einschluß des Frühstücks) erzielen: das „Arrangement“. Man sei aber dabei nicht kleinlich und bedenke, wie sehr Laune und Schaffensfreude jedes Menschen durch die Wohnung beeinflusst wird. Ehe man abschließt, lasse man sich, besonders im Ausland, die „Extras“ bezeichnen, als da sind: Heizung, Bedienung, Licht (wird in Südfrankreich vielfach nach der Kerzenstärke der Glühbirnen berechnet), heißes Wasser. Am Schnellsten führt zum Abschluß, wenn man das Hotel mit der Frage betritt: „Haben Sie im Zweiten oder Dritten Stock ein helles, geräumiges Zimmer mit Bad zum Preis von X Mark zur Verfügung?“ Ist man einlogirt, so verrathen dem an Hotels Gewöhnten bald einige (nicht ganz an der Oberfläche liegende) Anhaltspunkte den Geist des Hauses. Zum Beispiel: Sehe ich bei den Gästen und dem Personal zufriedene Gesichter, so ist das Haus gut geleitet. Nichts stört so die Behaglichkeit wie schlecht ernährtes Personal mit dürftiger Wäsche und schlechtem Schuhzeug unter prunkvoller Livree. Legt mir der Zimmerkellner von selbst geräuschlos meinen ausgebügelten Dineranzug mit Wäsche zurecht, so darf ich auf geschultes Personal schließen, besonders, wenn ich nicht in England bin, wo Das allgemein üblich ist. Sind

die Zimmerthüren gut geölt, die Zugvorrichtung der Jalousien und die Fensterverschlüsse in Ordnung, die Uhren richtig gestellt, die Tischmesser gut geschärft, der Kehrriech nicht unter den Möbeln und Teppichen verborgen, so beweißt Das gute Hausordnung und wahrsames Auge des Wirthes.

Von gleicher Wichtigkeit für Gast und Wirth ist die Zimmereinrichtung. Moderne Hotels sind oft eine Aneinanderreihung von kleinen Cigarrenkisten mit uniformem brandneuem Meublement in hypermodernem Schnörkelstil. Man muß schon froh sein, wenn nicht billige Delbrude, Markartbouquets und Steingutwandteller mit dem Trompeter von Säckingen die Charakterlosigkeit erhöhen. Der erste Augenblick nach der Ankunft, wenn man sich auf eins der schmalen Möbel im Lilienstengelmotiv mit nervenigeln dünnen Beinen niederläßt, ist meist trostlos. Warum vermeidet man so alle Eigenart? Man kann mit etwas Altväterhausrath eine Stube so heimlich machen. Es hängt oft nur an Kleinigkeiten. Ein Ramin, auch ein vorgetäuschter, mit tiefem Klubstuhl davor, ein humorvoller englischer Buntdruck darüber, oder im Biedermaierstübchen eine Silhouette mit einem Buchsbaumzweig dahinter: sofort ist eine persönliche Note da. Von dem Flon mit dem Palmzweig, der in keinem russischen Hotelzimmer fehlt, weht sofort ein Gedanke durch das Zimmer, der die frostige Fremdheit benimmt. Und der europäische Wirth hat es so leicht im Vergleich zu seinem subtropischen Kollegen. Nur die unentbehrlichsten Rohrmöbel dürfen in dem meist nur getünchten teppichlosen Zimmer eines Tropenhôtels stehen, um keinerlei Gehtier ein Versteck zu bieten. Die Fenster Scheiben sind gegen die Sonne abgeblendet und ein Moskitonez ist das wichtigste Requisit. Welche Möglichkeiten der Innendekoration stehen dagegen den nicht tropischen Hôtels zu Gebot! Ich spreche nicht von dem florentiner Palast, der Kapuzinerabtei oder dem orientalischen Fürstenharem, die man zu Hôtels umgewandelt findet. Hier ist der Stil ja durch die frühere Bestimmung nahegelegt. Ich meine, man könnte bei etwas Geschmack und Ueberlegung auch im Durchschnittshotel unendlich viel mehr Originalität und Heimathlichkeit anbringen. Mir fällt da ein Wirth ein, der ein stets leeres Thurmmzimmer durch ein paar alte Fernrohre, die er auf der Galerie anbrachte, durch Sextant und Sanduhr, die er auf der Tafelung aufstellte, in ein Astrologenstübchen verwandelte. Im Alkoven stand ein großes Baldachinbett. Das Stübchen war nie leer, es gab im Winter und Sommer Leute, die mit Vorliebe von hier über die Dächer auß Meer schauten. An einem See in Amerika

wollte ein Wirth einen breiten Korridor an der Seefront in den Betrieb hineinziehen. Er ließ statt der Fenster Bullenaugen einlegen und richtete die Zimmer genau wie Schiffskabinen ein, die während der Badesaison mit Vorliebe gemiethet wurden. Ich will ganz gewiß nicht behaupten, daß eine Schiffskabine wohnlich sei, aber die originelle Idee durchbricht die Einförmigkeit und ist deshalb anzuerkennen. Dem Interesse von Wirth und Gast wird gleichmäßig gedient, wenn nicht nur in den Prunkzimmern für junges Hochzeitglück und in den abgeschlossenen Fluchten für diabetische Millionäre etwas liebevolles Nachdenken auf die innere Ausstattung verwendet wird. Mancher Hotel-Mhasber, den sein Zigeunertrieb durch die Welt heßt, ist dem Wirth für ein Stückchen Intimität und Heimathlichkeit unendlich dankbar. Neuerdings hat sich, *Da. wulshy. Raumkunst, Da. wulsh. 'n. wz. yanzyn. Welt. Uk.* führend angesehen wird, dieser Frage angenommen. Besonders, seit die großen Einrichtungfirmen erkannten, daß die beste Reklame und natürlichste Erweiterung ihrer Ausstellungsräume ein von ihnen eingerichtetes Hotel bietet. Man findet in München, Hamburg und Berlin heute Hoteleinrichtungen von solchem Ideenreichtum und so gediegenem Geschmaç, daß nur sehr luxuriöse Privathäuser ihnen gleichkommen.

*

Hauptanziehung eines Hotels ist gute Küche. Nun ist ja in unserem überhasteten Zeitalter des Quick Lunch die hohe Schule der Gastronomie vorüber, wo man Gewürze mit der Goldwage zugab und Saucen in der Retorte ansetzte. Besonders die Hochburg der Kochkunst, Paris, ist längst nicht mehr auf alter Höhe. Man ist heute in Brüssel, Petersburg, Hamburg, Buenos Aires, London und Berlin im Durchschnitt besser als in Paris, wo nur noch wenige, verschwiegene Feinschmeckern bekannte Traiteurs an den alten Ruhm erinnern. Man soll im Hotel zufrieden sein, wenn man schmackhafte bürgerliche Küche findet. Prunkhafte Speisefarten und Flaschenbellebungen von proziger Ueberfülle machen mißtrauisch. Der Lehrer in Rauenthal sagte einmal: „So eine alte Spinnwebflasche hat ihr Etikett inwendig.“ Findet man auf der Speisefarte unter dem Titel: „Jambon, marchand de vin, croustade à la bonne femme“, Schinken und Sauerkraut in Kartoffelkruste, so ist man enttäuscht.

Bestelle ich im Hotel eine besondere Speisenfolge, so berührt es mich natürlich angenehm, wenn ich einen mit den Feinheiten vertrauten Chef antreffe, der mir für den ihm bekannten Preis

des Gedek's angemessene Vorschläge macht. Einen besonders guten Eindruck macht das Hotel, das mich nicht durch allerlei Kunstgriffe zwingt, die Summe, die ich für den Zweck ausgeworfen habe, erheblich zu überschreiten. Solche sind, zum Beispiel, Blumen. In Kairo muß man während der Saison fünfzig bis hundert Francs für Blumen ausgeben, wenn man an Gesellschaftabenden einen guten Tisch belegen will.

Der Kellner, der zehn Prozent von der Zechе als Trinkgeld erhält, hat natürlich ein Interesse, die Rechnung zu erhöhen. Deshalb sagt er mir am Schluß des Mahles vor meinen Gästen ungefähr: „Wir haben vorzügliche Erstlingsfrüchte“ und zeigt mir im Januar Pflirsche und Kirschchen; oder er sagt: „Der Stolz des Hauses ist fünfundsechziger Cognac und Spezialimport von Habana.“ Da ich meinen Gästen natürlich das Beste bieten muß, so zwingt mich der Kellner durch diese lauten Angebote, mit Pflirsich, Cognac, Habana das Gedek um hundert Prozent theurer zu bezahlen. Bewirthe ich gute Freunde, so suche ich von selbst das Beste aus; handelt es sich aber um eine gleichgiltige Höflichkeitseinladung, so verärgert dieser Kniff, gegen den man ziemlich waffenlos ist. Muß man am Tisch bezahlen und bringt der Kellner die Rechnung zusammengefaltet mit dem überschießenden Wechselgeld auf einem Teller zurück, so versäume man nicht, das Papier einmal hochzuheben. Mehr als einmal fand ich, daß ein Goldstück darunter gerutscht war, um welches sich dann das Trinkgeld des Kellners vermehrt, da man meist in Gegenwart seiner Gäste, ohne langes Nachrechnen, den Restbetrag einsteckt. Auch sucht mancher Kellner sein Prozentualtrinkgeld noch dadurch zu erhöhen, daß er theurere Sorten bringt, als bestellt waren, oder Marken, von denen ihm der Fabrikant den Korken ablaßt. Kennzeichen eines schlecht geführten Hotels sind ferner „Schaugerichte“. Darunter versteht man verlockend aussehende Früchte, Pilze, Cornichons, die auf Cabarets umherstehen, aber durch Gewürz und Essig so ungenießbar sind, daß kein Gast zum zweiten Mal davon kostet, wodurch die Verbrauchsdauer natürlich verlängert wird. Der Verdienst eines Hotels durch solche Kunstgriffe oder durch allerlei Extraberechnungen ist nur ein scheinbarer, denn es bringt den Gast sehr bald in eine Abwehrstimmung, in der er jede Bestellung vorher überlegt und berechnet. Ich habe überall beobachtet, daß der Wirth da am Meisten verdient, wo ein Vertrauensverhältniß zwischen Hotel und Gast besteht, der, in der festen Ueberzeugung, nicht übervorteilt zu werden, fröhlich und ohne Ueberlegung drauflosbestellt.

Trotz der Verschiedenheit des Geschmacks giebt es Hotels,

die wegen ihrer schönen Lage oder wegen ihrer behaglichen Einrichtung Jedem gefallen, weil ihre harmonische Atmosphäre sich dem Gedächtniß einprägt. Beispiele dafür sind das Mount Nelson Hotel in Kapstadt, das International oberhalb Rio de Janeiro, Taj-Mahall in Bombay, Mount Lavinia in Ceylon, Crillon an der Place de la Concorde in Paris, Grand am Trafalgar Square in London (wenn man Zimmer erhält, die nach diesen unvergleichlichen historischen Plätzen hinausschauen), National in Luzern und sehr viele Andere. Deutsche Hotels möchte ich nicht nennen, weil ich selbst Deutscher bin und den Schein bezahlter Reklame meiden möchte. Wir haben aber in Baden-Baden, in München und Wiesbaden zwei gleichnamige, in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Dresden Hotels, die den Vergleich mit der ganzen Welt aushalten, in denen man aber auch stets die selben Gäste trifft, weil Jeder, der einmal dort war, wiederkommt. Merkwürdiger Weise sind es durchaus nicht immer die von den großen Aktiengesellschaften geleiteten Hotels; die sich der größten Beliebtheit erfreuen. Viele Deutsche ziehen dem gewandtesten Hoteldirektor das mehr patriarchalische Walten des Besitzers vor; und ich kann verstehen, daß ein Hotel am Pariser Platz in Berlin, wo zu jeder Tages- und Nachtzeit der weiße Charakterkopf des Wirthes auftaucht, um nach dem Rechten zu sehen, eben deshalb vor allen anderen bevorzugt wird.



Zu den deutschen Eigenarten, die von den internationalen Hotelgebräuchen abweichen, gehört zunächst die Vertheuerung der Bäder. Doch liegt es aus Gründen der Hygiene und Reinlichkeit im Interesse des Hotels, den Gebrauch der Bäder thunlichst zu erleichtern, statt ihn durch Preise von zwei bis drei Mark zu beschränken. Der Vordruck: „Wenn das Frühstück nicht im Hotel genommen wird“ oder „Wenn zu den Mahlzeiten nicht Wein getrunken wird, vertheuert sich der Preis um eine Mark“, heißt: Um konkurrenzfähig zu bleiben, nehmen wir für Zimmer und Mahlzeit die üblichen Preise, schrauben sie aber hernach durch unverhältnißmäßige Zuschläge auf Frühstück und Alkohol in die Höhe. Diese Praktik einer Animirkneipe ist eines großen Hotels unwürdig. Ueber Frühstück, das bei vielen Menschen nur aus einer Banane oder anderen Frucht besteht, oder über Alkoholgenuß haben die verschiedenen Nationen sehr verschiedene Ansicht. Ein Hotel soll Jeden nach seiner Fassung selig werden lassen. Ein Keller, der mit Rücksicht auf das Prozentualtrinkgeld, wie unter körperlichem Schmerz zusammensucht, wenn der Gast ein Glas

Eiswasser, statt des Schloßabzuges, bestellt, auf den er ihn einschätzte, gehört nicht in ein internationales Hotel.

Musik wirkt durchaus nicht immer erheitend, besonders nicht, wenn sie laut und abgeklimpert ist. Es gab eine Zeit, wo man in Deutschland keine „Kotelette“ essen konnte, ohne daß einem „Puppchen“ mitservirt wurde. Das Stimmen der Instrumente im Konzertraum empfinden viele Nationen als Ungehörigkeit. Zahnstocher gehören auf den Waschtisch, nicht auf den Eßtisch. Diebstähle sind in deutschen Hotels selten. Hoteldiebewählen gewöhnlich die Zeit der Mahlzeiten, um auf solche Jagd zu gehen. Wenn Hotelangestellte stehlen, geschieht es meist unmittelbar nach der Ankunft des Gastes, weil sie dann die gute Ausrede haben, sie hätten geglaubt, der Gast, der vorher das Zimmer innehatte, habe den gestohlenen Gegenstand vergessen. Im Allgemeinen sind aber alte Hoteliers und alte Kapitäne transatlantischer Passagierdampfer die besten Detektives der Welt, die sich selten über die Qualität eines Gastes täuschen. Darin liegt die größte Sicherung des Publikums.

Den Schluß des Hotelaufenthaltes bildet das Trinkgeld. Man sei darin nicht kleinlich, denn die meisten Angestellten sind, unrichtiger Weise, darauf angewiesen. Freigiebig und kniderige Trinkgeldzahler sollen angeblich durch ein an ihrem Gepäc angebrachtes Geheimzeichen kenntlich gemacht werden. So würde sich erklären, weshalb gewisse Menschen in allen Hotels mit dem Personal Schwierigkeiten haben, andere niemals. Man gebe das Bedienungsgeld stets im letzten Augenblick. Gibt man es früher, so schieben, der nun auch wieder Bedienungsgeld erwartet.

Wenn ein Hotelbetrieb den Gast befriedigt, so muß Das ein Gefühl der Gegenseitigkeit auslösen, das sich dadurch äußert, daß er keine unbilligen Ansprüche stellt. Er darf in einem mit allem neuzeitigen Luxus ausgestatteten Hotel nicht ähnliche Preise erwarten wie im londoner Einheitpreishotel, wo jedes Zimmer mit dem warmen Vollbad und einem Frühstück von drei Gängen sechs Mark fünfzig Pfennige kostet, wobei Trinkgelder verboten sind. Diese Gegenseitigkeit äußert sich ferner darin, daß der Gast das werthvolle Hotelinventar schon und mit elektrischem Licht und Briefpapier keinen Mißbrauch treibt.

An der neu zu gründenden Akademie müßte dem Hotelgast mindestens ein Lehrstuhl vorbehalten sein.

Karl J. Thewalt.

Deutsche Gefinnung.

In einer großen berliner Zeitung standen neulich ungefähr folgende Worte: „Nach dem Krieg wird nur der deutsche Geist herrschen. Wer von den anderen Völkern daran theilnehmen will, mag sich bei uns bewerben.“ Ist aber, wie hier verkündet wird, der deutsche Geist Selbstgefühl seiner Einzigartigkeit oder ist er etwas Anderes? Sehr richtig sagt der baseler Philosoph Karl Joel in seiner Schrift „Die neue Weltkultur“ von dieser Art Deutschen: „Sie verkleinern das deutsche Volksthum, sie verengen seinen Lebensprozeß, seine Entfaltungssphäre, indem sie es innerlich von den anderen ab schnüren und nur äußerlich anderen aufdrängen wollen; sie machen es nur zu einem Volksthum unter anderen, das heute siegreich ist wie andere morgen; sie rauben ihm seine höhere Mission im Fortschritt der Geschichte.“ Würde Goethe, wenn er heute lebte, zu den Deutschen sagen: Schließt Euch ab, beschränkt Euch auf Eure einseitigen Anlagen, imponirt anderen Völkern durch Grobheit (die genau das Gegentheil von Selbstbewußtsein ist, nämlich innere Hilflosigkeit)? Nein, in seinem und seiner Zeitgenossen Namen muß gegen diese Art Volkserziehung protestirt werden. Auf diesem Weg weiter: dann laufen die deutschen Philister mit geschwollenen Hälsen herum und schänden ihr Volksthum mit billigen Gefinnungen und Phrasen, die sie morgens früh beim Kaffee in ihrer Zeitung lesen. Dann wird der Journalist und nicht der schöpferische Genius unseres Volkes bestimmend für unser Denken und Fühlen. Wer von der zukünftigen Herrschaft des deutschen Geistes sprechen will, muß selbst schöpferisch sein.

Im Felde draußen wird stark empfunden, daß der Krieg viel sachlicher ist als in den Stimmungberichten der Zeitungen. Wie wäre es, wenn unsere Zeitungen, statt billigen Patriotismusstücke vorzulegen, ernsthaft dafür sorgten, daß die Berlin-W-Kultur, die falsche Mischling- und Unternehmerkultur im berliner neuen Westen, nach dem Krieg verschwindet, also Prozedenthum, Aufbringlichkeit und feile Gefinnung als deutschen Wesens unwürdig der Verachtung anheimfallen? Vielleicht könnte man dabei sogar den vielgeschmähten Karl Spitteler als Muster deutscher Gefinnung vorstellen. Oder ist Das unpatriotisch? Als zu seinem siebenzigsten Geburtstag ein großer illustrierter Artikel über ihn in der Zeitschrift „Die Schweiz“ erschien, fiel mir auf, daß zwar Portraits von Eltern, Großeltern und anderen Verwandten abgebildet waren, aber nicht die Menschen, die um ihn sind, Frau und Kinder. Auf meine Frage erwiderte er: „Man bringt doch seine Familie nicht in die Oeffentlichkeit.“ Das nenne ich deutsche Gefinnung; aber auch eine Mahnung und Anklage für jene berühmten Leute, die sich womöglich im Badeanzug mit ihrer Familie in unseren illustrierten Zeitungen zeigen, manchmal auch mit ihrem Käzchen im Schoß oder sonst mit einer „gemüthvollen“ Liebhaberei beschäftigt.

Ihr seid gewiß, die Ihr gegen Spitteler wegen einer Entgleisung

heßt, die ich durchaus nicht vertheidige, sondern tief beklage, im sonstigen Leben nette, zugängliche Menschen und geht vielleicht nicht einmal über eine Wiese, wenn eine Tafel mit „Verbotener Weg“ eure Schritte hemmt. Aber seid Ihr Euch denn klar, daß Hezreden unfruchtbar sind und Ihr mit ihnen den Blick Eurer Leser von Dem ablenkt, worauf es ankommt, von dem Erarbeiten deutscher Gesinnung durch strenge Zucht sich selbst gegenüber? Auch ich bin persönlich angegriffen worden, weil ich die Spitteler-Feier in Zürich mitmachte. Natürlich wurde dabei die Feier falsch charakterisirt und ganz verschwiegen, daß sie nichts mit Politik zu thun hatte und nur eine schweizerisch-familiäre Ehrung eines Dichters war, die von dem geistig literarischen Mittelpunkt der deutschen Schweiz, dem „Göttinger Lesekreis“, ausging. Der steht in engem Verhältniß zur Goethe-Gesellschaft und sein jeweiliger Vorsitzender ist zugleich Vorstandsmitglied dieser Gesellschaft. Eben so ist er eng mit der Schiller-Stiftung in der Schweiz verbunden.

Spitteler hat mir selbst gesagt, er betrachte die Auffassung seiner Rede, als sei sie von einer Deutschland feindlichen Gesinnung beseelt, als ein schreckliches Mißverständniß. Sein großer Fehler war, daß er auf eine falsche Voraussetzung ein Urtheil baute. Den Widerspruch zwischen gutem Bewußtsein und falscher Handlung psychologisch zu erklären, mag der Zeit nach dem Krieg vorbehalten bleiben. Jedenfalls unterschied der Angehörige der Deutschen Gesandtschaft, der die Feier mitmachte, genau zwischen dem Dichter und dem Politiker Spitteler. Und eben so denken bei uns die Krieger; Briefe aus dem Schützen-graben zeigen mir, daß man dort, wo man handelt, dem Aufbauschen einer an sich berechtigten Empfindlichkeit verständnißlos gegenübersteht. Man weiß eben unter stündlicher Todesgefahr ganz genau: Das Lebenswerk eines Menschen gilt vor der Zukunft mehr als der Augenblick eines unbedachten, ungerechten Urtheils. Wir wollen deutsch in unserem Fühlen bleiben und eben deshalb Respekt vor der Lebensarbeit jedes großen schöpferischen Menschen haben. Und ich begrüße in Ehrfurcht den Mann, der, o Wunder, im siebenzigsten Lebensjahr noch große, unsterbliche Werke schafft und nicht senil geworden ist. Gewiß ist das gute Recht jedes Deutschen, der sich durch Spitteler verletzt fühlt, jetzt ihm eilig gegenüberzustehen; nicht aber, anonyme Schmähbriefe zu schreiben und verächtlich von „jenem Bur-schen oder Lumpen“ zu reden. Fliegerei bleibt Fliegerei, auch wenn sie im Gewande der Moral oder des Patriotismus prunkt. Wir Deutsche der Zukunft wollen nie, unter keinerlei Umständen, die Achtung vor dem Mann verlieren, der aus ihm groß erscheinender Empfindung so handelt, wie er innerlich muß, auch wenn er sich dadurch in Gegensatz zu der Allgemeinheit bringt. Goethe bekannte in seinem Alter: Irrthum verläßt uns nie, doch führt ein höher Bedürfniß leise den strebenden Geist immer zur Wahrheit hinan. Der Geist, der vor hundert Jahren in Weimar und Jena lebte, soll uns bleiben und in die Zukunft führen.

Jena.

Eugen Diederichs.

Kriegskonjunktur.

Seit die Banken sich am Werthpapiergeschäft betheiligen, hat der Effektenhandel eine neue Grundlage bekommen. Der Entschluß zur Mitwirkung hatte verschiedene Ursachen. Die Börse erwies sich als zäh, wußte sich, trotz der amtlichen Sperre, durchzusetzen und ließ den Ausnahmezustand allmählich vergessen. Vielleicht hat der Wechselstubenkundschaft die Zurückhaltung der Banken mißfallen. Wie stark dieses Motiv gewesen ist, wird man nicht erfahren. Und die Bedingungen, unter denen die Banken ihre Mitwirkung am Effekengeschäft zusagten, sind nicht gerade bequem. Doch bot sich, wie ich hier schon sagte, die Gelegenheit, durch die Verbindung mit den Bankiers, die den freien Verkehr allein besorgten, die eigenen Effektenbestände zu erleichtern. Die wesentliche Neuerung, die das offizielle Eintreten der Banken gebracht hat, ist der Verzicht auf das Kommissionärverhältniß; die Bank ist dem Kunden gegenüber Eigenhändler. In dem Rundschreiben an die Kundschaft heißt es: „Da die Börsengebräuche außer Kraft sind, so können wir nicht, wie sonst, Aufträge zum kommissionarweisen An- oder Verkauf von Werthpapieren entgegennehmen, sondern werden als Eigenhändler, also unmittelbar als Käufer oder Verkäufer auftreten. Hierzu muß der Kunde festverbindliche Kauf- und Verkaufangebote machen. Mittheilungen, in denen wir ‚beauftragt‘ werden, Käufe oder Verkäufe auszuführen, bleiben ohne Wirkung.“ Diese Art der Geschäftsverbindung ist etwas vollkommen Neues; sie wurde auch nicht ohne Widerspruch aufgenommen. Die Ueberlegenheit der Bank ist dick unterstrichen. Sie ist nicht verpflichtet, die Angebote anzunehmen (was der Kommissionär muß), und kann die Geschäfte erledigen, wann und wo sie will. Insbesondere braucht sie sich weder an die Börse noch an die für den freien Verkehr festgesetzten Stunden zu halten. Hat der Kunde einen Kurs bestimmt, zu dem er kaufen oder verkaufen will (er kann den Preis auch dem „billigen Ermessen“ der Bank überlassen), so ist er gebunden, während der Gegenpart günstige Zufälle, die später eintreten, ausnützen kann. Die neue Form des geschäftlichen Verkehrs ist so, daß sie das Publikum nicht direkt „anregt“. Die Banken müssen wünschen, sich zu erleichtern, um die bei ihnen bestehenden Effektenengagements abzubauen und die Summe ihrer Außenstände zu verringern (während des Krieges wurde nur einmal ein Nachschuß von 5 Prozent auf „geschobene“ Werthpapiere gefordert, durch die Umsätze an der Börse aber die Verpflichtung der Bankiers bei den Großbanken vermindert); doch sie sind an den Grundsatz gebunden, das zur Anlage bereite Gelbkapital der Reichskriegführung, dem Anleihenbedarf dienstbar zu machen.

Daß wir nicht unter Geldmangel leiden, beweist nicht nur die rasche Erledigung der zweiten Kriegsanleihe (der letzte Einzahlunger-

min ist der zwanzigste August; aber schon am fünfzehnten Juni waren 90 Prozent der Gesamtsumme von 9103 Millionen in der Reichskasse; und die Darlehensklassen hatten nur noch 411 Millionen, gegen 536 bei Beginn der Einzahlungen, dazu beigetragen), sondern auch das Verlangen nach anderen festverzinslichen Papieren. So werden, zum Beispiel, österreichische und ungarische Renten, vierprozentige deutsche Staatsanleihen und Hypothekenspandbriefe gekauft. Das ist begreiflich in einer Zeit, wo die Banken für tägliches Geld nur 2 Prozent geben und das Wechselmaterial so gering ist, daß der Privatdiskontsatz zwischen $3\frac{1}{2}$ und 3 Prozent pendelt. Allzu warm darf das Publikum nicht werden. Ein Gegenmittel ist die Vorschrift, daß bar bezahlt werden muß. Kredit giebt es nicht. Bei Käufen muß, wenn kein Guthaben vorhanden ist, sofort der volle Preis hinterlegt werden; bei Verkäufen sind die Stücke innerhalb zweier Tage zu liefern. Während beim freien Verkehr das wesentliche Moment der Rechtssicherheit im gegenseitigen Vertrauen besteht (denn ein nichtoffizieller Börsehandel hat natürlich auch kein offizielles Börserecht), stellen die Banken Bedingungen, die unzweideutig starr bleiben. Wer darauf nicht eingehen will, kann mit einer Kommissionfirma arbeiten. Da ein amtliches Kursblatt nicht erscheint, also die wichtigste Voraussetzung des regulären Börsehandels fehlt, ist das starre System der Banken berechtigt.

Das Aussehen des Börsegeschäftes hat sich seit dem zweiten Juni etwas geändert. Dem „freien Verkehr“ sind die Umsätze entzogen worden, die sich im Bankbureau sammeln lassen. Und die Banken haben zwar die löbliche Absicht, den Kursmacker (der mit dem Kurs jezt nichts zu thun hat) an der Börse in Nahrung zu sehen, erledigen aber die meisten Geschäfte zu Haus. Sehr groß sind die Umsätze nicht. Daraus erklären sich auch die zum Theil kräftigen Kurssteigerungen; die Hemmung reichlichen Angebotes fehlt. Auch die Spekulation ist gestört worden. Die Banken haben feste Preise; da bietet sich also nicht die Gelegenheit, den Willen über die abgesteckte Grenze hinausschwingen zu lassen. Anfangs waren die Verkäufer geneigt, billig abzugeben. Dann wurden die Grenzpfähle verrückt; wer verkaufen will, möchte einen anständigen Preis haben; und der Käufer geht nicht so weit mit, wie der Andere will. Das verzögert die Erledigung der Geschäfte; aber es ist ja kein schlechtes Zeichen, wenn die Verkäufer von Werthpapieren auf Preise halten. Diese Taktik hängt mit einem Tendenzwechsel zusammen: der Blick der Börse hat sich von den militärischen Ereignissen der Wirtschaft zugewandt. Eine alte Erfahrung lehrt wieder: die Börse escomptirt voraus. Sie glaubt an vollkommenen Sieg und beschäftigt sich wieder mit den Ergebnissen der industriellen Arbeit. Daß die Eisenindustrie im Brennpunkt der Aufmerksamkeit steht, ist leicht zu erklären. Preiserhöhungen, die vom Eisen in den Bereich aller wichtigen Metalle reichen, deuten die Kurve der Einnahmen an. Die Unkosten (Löhne und Rohmaterial) sind auch gestiegen; aber je weiter sich die fabrikatorische Thätigkeit eines Unterneh-

menſe ausbreitet und verzweigt, deſto eher findet man die Möglichkeit der Rentabilität. Die Wölnig-Aktie hat nicht einen Tag lang geſchwankt, ſie war im Frieden der Liebling der Börſe; und der Krieg hat ihr dieſe Gunſt nicht entzogen. Ihre erſte Kriegsdividende war um 8 Prozent hinter der letzten Friedensquote zurückgeblieben. Mit 10 Prozent konnte man zufrieden ſein. Und die Börſe hofft, der nächſte Vertheilungstag werde noch mehr bringen, als der letzte gebracht hat.

In der Budgetkommiſſion des preußiſchen Abgeordneten Hauſes erfuhr man, wie es im Bergbau ausſieht. Der Handelsminiſter jagte, daß bei der Steinkohle die Förderung 75, bei der Braunkohle 90 Prozent der Friedensleistung beträgt. Die Löhne ſind geſtiegen und werden noch höher ſteigen. Wichtig iſt die Thatſache, daß im Eiſengewerbe die „Eyndirätangelegenheiten“ lebendig geblieben ſind. Man erortert die noch unerledigten Aufgaben, als herrſche tieffter Friede. Die deutſchen Stahlwerkbeſitzer wollen die Möglichkeit der Errichtung eines Deutſchen Stahlbundes prüfen. Zuerſt dachten ſie ſogar an einen allgemeinen Rohſtahlverband mit Bindung der Stahlproduktion; ſpäter entſchloſſen ſie ſich, mit einer Organiſation zufrieden zu ſein, die das Einfangen der noch ungefeſſelten B-Produkte (Stabeifen, Bleche, Walzdraht, Röhren) in unzerreißbare Netze vorbereiten kann. Das deutſche Stahlgewerbe ſoll die Anpaſſungsfähigkeit, die es während des Krieges gezeigt hat, als dauernde Einrichtung behalten. Mehr als je kommt es darauf an, die Produktion zu zügeln und der Freiheit des Wettbewerbes Schranken zu ſetzen. Was kluge Arbeitstheilung bedeutet, lehrt der Krieg. Die Erfahrung ſoll für den kommenden Frieden gewahrt bleiben. Auch die Ausfuhr ſteht im Programm des Stahlbundes. Das iſt tröſtlich für Alle, die meinen, Deutſchland werde für lange Jahre keine Exportſorgen mehr haben, weil der Ueberſeehandel ſchwierig ſein werde. Das iſt unwahrscheinlich; denn die Engländer, Amerikaner, Argentinier, Braſilier können die deutſchen Erzeugniſſe, die ihnen ſo lange nützlich und nothwendig waren, nicht nachmachen. Der Stahlbund wird Arbeitsauſchüſſe einſetzen, die mit den Rhedern, Banken und Exportfirmen die Pläne des Außenhandels beſprechen ſollen. Auch der Puls dieſes Handels fängt alſo wieder zu ſchlagen an.

Die Börſe vermuthet, daß eine Kriegsgewinnſteuer kommen wird; aus dieſer Annahme ſtammt die Vorſicht, mit der Waffenaaktien behandelt werden. Die Däſtler ſagen ſich: „Die Aktiengeſellſchaften werden bluten müſſen. Am Weiſten natürlich die ergiebigſten. Deßhalb darf man weder Dividendenhoffnungen noch Kurſe in den Himmel wachſen laſſen.“ Da die ſchweren Kanonen der Waffenindutri nicht gerade billig ſind, ſo iſt die Anwendung eines gewiſſen Reſchentalentes nicht überflüſſig. Nur ſollte man nicht vergeſſen, daß Kapitalproduktion und Millionengewinn aus Armeelieferung nicht in Widerſpruch, ſondern in Zuſammenhang ſind. Die Erträge der Kriegſindutri ſind eben der Beweis dafür, daß das Kapital ſich raſch erneuert und vervielfältigt. Die hohen Waarenpreiſe vertheuern die Fabrikation und

den Lebensunterhalt; schaffen aber zugleich höhere Einnahmen und größere Ersparnisse. Ueberall sieht man, daß die Kapitalreserven sich erhöhen, weil im Prozeß der Umwandlung von Gütern in Geld alle Widerstände ausgeschaltet sind. Ueberall wird bar bezahlt. Der Waarenwechsel ist eine seltene Erscheinung geworden. Das Remboursgeschäft für überseeische Waaren hat ganz aufgehört. Die Regulirung der Ernte, die in Friedensjahren den Geldmarkt in Anspruch nimmt, kommt nicht in Frage, da ein staatliches Getreidemonopol besteht. Das Kreditssystem ist gar nicht mehr verwickelt. In der Großindustrie braucht Kredit nicht sehr in Anspruch genommen zu werden; und das Kleingewerbe sucht vom Krieg zu profitiren, so gut es geht, oder findet Schutz unter den Nothverordnungen, die der Bundesrath erlassen hat.

Die Hausbesitzer klagen laut über die Zeit. Was geschah, um sie ihnen zu erleichtern, wird als ungenügend empfunden. Leicht ist's aber nicht, Miether, Hauswirth, Hypothekengläubiger und Pfandbriefbesitzer zugleich glücklich zu machen. In der Budgetkommission des preussischen Abgeordnetenhauses zeigte der Minister des Inneren die großen Gefahren, die durch gesetzliche Eingriffe in die Lebensbedingungen des Riesenkapitals von 60 Milliarden in Hypotheken entstehen könnten. Bei einem Durchschnittszinsfuß von nur 4 Prozent er giebt sich an Zinsen ein Jahresaufwand von 2400 Millionen. Nun bedenke man, was es bedeuten würde, wenn ein allgemeines Moratorium verkündet worden wäre, die 60 Milliarden also ertraglos blieben. Schon am Anfang des Krieges habe ich hier gesagt, daß man nicht daran denken dürfe, die Lebensfähigkeit des Hypothekenkapitals anzutasten. Dieser Meinung scheint auch der Minister des Inneren zu sein. Dem Hypothekenschuldner sind Erleichterungen gewährt worden (Bewilligung von Zahlungsfristen), die aber natürlich nicht das Leben des Gläubigers gefährden dürfen. Die Miethunterstützungen, welche die Gemeinden gewähren, sind oft fast werthlos, weil der Hauswirth gezwungen ist, auf einen großen Theil des Miethbetrages zu verzichten, damit die Unterstützung erlangt werden kann. Hier wäre eine Reform nöthig. Wie man die Hypothekennoth nach dem Krieg lindern soll: auch ein noch zu lösendes Räthsel. Doch für unüberwindbar darf man solche Schwierigkeiten nicht halten, nachdem das Kapital sich im Krieg so tüchtig bewährt hat. Auch nüchterne Leute, die nicht in Selbsttäuschung neigen, müssen sich der Thatsache freuen, daß unser Deutsches Reich bisher nicht genöthigt war, den Zins für Kriegsanleihen zu erhöhen, England aber bei seiner zweiten Anleihe um 1 Prozent in die Höhe klettert und ungefähr das Doppelte Dessen zahlen muß, was es in Friedenszeit seinen Reichsgläubigern an Zins gewährte. Das ist ein Beispiel; ein Wetterzeichen, das die Zuversicht des Deutschen auf die Gesundheit der heimischen Finanzwirthschaft stärken kann.

L a d o n.

KRONEN BÜCHER

bringen nur
ausgewählte Romane | anerkannte Autoren



Kronen - Verlag

G. m. b. H.

BERLIN SW. 68.

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! AQUARIUM mit Terrarium u. Insektarium.

Altberliner Stimmungen.

II.

Das älteste Berliner Weinhaus.

Das vormärkliche Berlin, das Berlin Lessings und Mendelssohns, Barnhagens und Lassalles lebt wieder auf in einer kleinen Schrift Eugen Zabels: „Geschichte einer Berliner Weinstube“ Maurer & Bracht 1768—1893. Man darf von ihr mit Recht behaupten: in ihr spiegelt sich das wechselnde und wachsende Leben der Reichshauptstadt, ihr Emporblühen ist innig mit dem Werden Berlins zur heutigen Bedeutung verknüpft. Unsere Leser hören nur eine interessante Stelle aus diesem seltenen Weltstadtdokumente: „Trefflicher Mann, wenn Du noch lebstest!“ ruft Koben-berg aus. „Lessing dahin begleiten, ihn in seinem hölzernen Lehnstuhl dort unten sitzen sehen zu können. Und ich habe ihn noch gesehen, den wackligen Sessel und den Keller von Maurer & Bracht. Es war, Brüd-erstrasse 27, ganz noch in dem alten Zustande wie zu Lessings Zeiten, bis er 1873 verschwand . . .“ oder weiter: „welch eine Reihe von guten Jahr-gängen tauchte bei diesem Bedenken auf und verband uns im Geist, über Lessing hinweg, mit den Brüdern im weissen Gewande. Weit hinaus von der Brüderstrasse nach der Breiten Strasse hin dehnten sich noch immer die gemauerten Bögen wie Felsen, unter denen der Wein gleichsam im Schutz und Schatten des Jahrhunderts ruhte.“ Heute befindet sich das Stammhaus Mauerstrasse 76 und die älteste Weinstube mit dem histo-rischen Lessingstuhl am Werderschen Markt im Brennpunkt des geschäft-lichen Lebens, unweit der grossen Banken, nahe Schloß und der via triumphalis, da, gleich anno 70, bald wieder hoffentlich unsere siegreichen Truppen, vom Jubel des Berliner Volkes umströmt, einziehen dürfen.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ durch **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10 809, 10 810.
Insertionspreis für die 1spaltige Nonparelle-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.



Reiseführer



BADEN-BADEN

Wald- und Höhenluft im Sommer Kühle Nächte

Glinzende Hüllerfolge der Thermalbäder bei **Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus und Gicht** — Grossherzogl. Heilanstalten mit allen Kurmitteln — Bäder und Kurhaus in vollem Betrieb — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel an **Kriegsverwundete und -kranke** — Inhalatorium — Konzerte — Theater — Vorträge
 Prachtvolle Spaziergänge — Bergbahn auf den Merkur (Höhenluft- u. Terrain-Kuren)
 Militärpersonen und ihre Angehörigen sind **kurtaxfrei**

Auskunft u. Prospekte durch das städtische Verkehrsamt

Berchtesgaden - Schönau,

670 m **Schweizer Pension**, 670 m
 vormals Frhr. v. Gregory. Feine Familien-
 pension, gross. Park, Wald, Sole- u. Fichten-
 nadel-Hädehaus, Gesellschaftsraum, Musik-
 zimmer, k. Wirtshausbetz. Geogr. 1877. Prosp.
Trolmann, Bes.

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nerven- und innerlich Kranke.
 Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Ein-
 richtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt
 in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

Brunnenquelle Schreiberhau F.-A. 27.

Pension I. Rang 5 Morgen grosser ebener Park
 Vorzügliche Verpflegung. — Diätet. Kost auf Wunsch. — Liegekuren.

Heintze & Blanckertz
 Fabrik
 Berlin
 710
 N^o 695
 Schreibfeder
 mit Winkelepitze

Sanatorien
 bietet der Anzeigenteil der
ZUKUNFT
 Gelegenheit zu wirksamer
Propaganda.